Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 28 (1883)
Heft: 29

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

28. Jahrgang. 1883.

Schweizerische Lehrerzeitung.

Organ des schweizerischen Lehrervereins.

№ 29. Erscheint jeden Samstag. 21. Juli.

Abonnementspreis: jährlich **5 Fr.**, halbjährlich **2 Fr. 60 Cts.**, franko durch die ganze Schweiz. — **Insertionsgebühr:** die gespaltene Petitzeile **15 Cts.** (15 Pfennige). Einsendungen für die Redaktion sind an Herrn Seminardirektor Dr. **Wettstein** in **Küsnacht** (Zürich) oder an Herrn Professor **Rüegg** in **Bern**, Anzeigen an **J. Huber's Buchdruckerei** in **Frauenfeld** zu adressiren.

Inhalt: Die Methode vom erziehenden Unterrichte naeh Herbart und seiner Schule. I. — Über die Verfassungskunde in der Volksschule. II. (Schluss.) — J. J. Rousseau's Leben. IX. — Korrespondenzen. Zug. — Allerlei. —

Die Methode vom erziehenden Unterrichte, nach Herbart und seiner Schule.

(Von J. Kuoni, St. Gallen.)

I.

Bei der Beurteilung der Herbart-Zillerschen Schule, die heute sich unter dem schönen Namen des „Vereins für wissenschaftliche Pädagogik" in allen Tagesblättern breit macht, hat man namentlich die theoretische und die praktische Seite derselben auseinanderzuhalten.

Die erstere ist ein stattliches Gebäude, das sich dem Auge des jungen Lehrers äusserst vorteilhaft präsentirt. Den Grundstein bildet bekanntlich die Herbartsche Psychologie, die im Jahre 1816 zur Welt geboren wurde, die *zuerst* einen Einfluss auf den Unterricht ausgeübt haben soll und die bis zur Stunde noch unübertroffen dastehe, da sie namentlich den Vorzug der mathematischen Beweisführung habe. *Ihr Vorzug ist nach meinem Dafürhalten der, dass man sie nicht versteht und nicht verstehen kann.* Ich habe das Exemplar, das auf der hiesigen Stadtbibliothek liegt, durchgangen und mit allem Ernst darnach gestrebt, dasselbe zu geniessen. Es soll schon einige male abgeholt worden sein, und wer es weiter zu lesen wünscht, der findet es wenigstens aufgeschnitten vor. Die Leute, die hinter der grossen Trommel stehen, erklären übrigens selbst: „Die Herbartsche Psychologie ist zu unverständlich; diese liest man zuletzt. Zuerst kommen unsere Broschüren und Schriften."

Sie gestehen übrigens auch selber, dass Herbarts Psychologie nicht unanfechtbar sei, so der Fundamentalsatz, *dass das Wollen des Menschen auf Vorstellungen beruhe, und dass Vorstellungen die Grundlage des ganzen psychischen Lebens seien.* Er wird in der Tat von anderen Psychologen widerlegt. Was nun aber die mathematische Behandlung anbelangt, so läuft sie auf eine blosse Fiktion hinaus. Ich will Sie mit gelehrten Spitzfindeleien nicht langweilen; aber ein Beispiel vorzuführen, müssen Sie mir wohl erlauben.

Unter den seitenlangen Operationen, die einem Leitfaden für Algebra recht wohl anstünden, findet sich im ersten Teil auf pag. 336 folgender Genuss: „Es seien die Vorstellungen a und b gegeben als widereinander wirkend im Bewusstsein und stehend im vollen Gegensatze: so ist die Hemmungssumme gleich der schwächeren oder $= b$; das Hemmungsverhältnis wie $b : a$. Folglich wird man schliessen: wie die Summe der Verhältniszahlen zu jeder einzelnen Verhältniszahl, so das zu Verteilende (die Hemmungssumme) zu jedem Teile; oder

$$(a+b)\begin{cases} : b \\ : a \end{cases} = b \begin{cases} : \dfrac{b^2}{a+b} \\ : \dfrac{ab}{a+b} \end{cases}$$

Die Verhältniszahl b gehört (wegen der Umkehrung des Verhältnisses) zu a; folglich

$$\text{der Rest von } a = a - \frac{b^2}{a+b}$$

$$\text{und der Rest von } b = b - \frac{ab}{a+b} = \frac{b^2}{a+b}$$

Diese Reste sind natürlich nicht abgeschnittene Stücke der Vorstellungen a und b, sondern es sind die *Grade* der noch übrigen Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nachdem durch die Hemmung der zuvor berechnete Teil des wirklichen Vorstellens ist aufgehoben und in ein blosses Streben vorzustellen ist verwandelt worden." So Herbart. Ich konnte mir bei dieser Vorstellungstheorie nichts vorstellen. Wer beim Anhören zu einem ordentlichen Gedanken gekommen ist, habe Mitleiden mit meiner Schwachheit.

Überhaupt scheint mir die Herbartsche Psychologie weniger auf die Mathematik, als auf die Philosophie gegründet zu sein, von der ein gewöhnliches Menschenkind kaum mehr verstehen kann, als von der Magie. Oder, was halten Sie von nachstehenden Lehrsätzen:

„Der Begriff des Sein muss für jede Bildungsstufe der Erkenntnis sich *irgendwo* befinden, weil sonst *alles* als *nichts* vorgestellt würde" (II, pag. 272).

„Es müssen also die mannigfaltigen Vorstellungen sich

unter einander aufheben, wenn die Ichheit möglich sein soll“ (I, 286). Und auf dieses bezüglich:

„Demgemäss muss, so gewiss als das Ich sich wollend und handelnd findet, auch das Gegenteil eintreten. Und dieser Forderung wird, wie die Erfahrung lehrt, auf mehr als eine Weise Genüge geleistet“ (II, 248).

„Das wahre Ich ist dasjenige, in welchem jenes Entgegengesetzte zum Gleichgewicht gelangt ist“ (II, 249).

Dem unbefangenen Leser muss überhaupt auffallen, wie haarklein diese Psychologen die Kindesseele kennen. Mit aller Bestimmtheit weiss Herbart z. B. anzugeben, was für Regungen das kindliche Herz empfängt, wenn es sieht, wie der Vater mit dem aufgehobenen Stock vor dem heulenden Hunde steht. Daran aber hat er nicht gedacht, dass diese Regungen, je nach der Individualität des Kindes, sehr verschiedene sein müssen. Ist das Kind gegen den Hund freundlich gesinnt, so wird es Mitleiden empfinden und wünschen, dass der Stock nicht auf ihn falle; sieht es aber im Hund ein untreues, bissiges Tier, so wird es Vergnügen empfinden. Oder es kennt vielleicht den „guten Vater“, der gerne scherzt und dabei drohen kann; — dann wird es über die Ängstlichkeit des Hundes lachen und sagen: „Du dummer Kerl! Papa tut dir ja doch nichts.“

Ich masse mir nicht an, es besser zu verstehen; aber das glaube ich: *Jede Kindesseele ist eine Welt, die nie vollständig ergründet werden kann, und wer da meint, eine zu kennen und die anderen alle zugleich erobert zu haben, der ist auf dem Holzwege.* Nicht dass deshalb das Studium der Psychologie aufgegeben werden sollte, dieser Schluss liegt hier ferne; aber das Studium der *Herbart*schen Psychologie ist für den schlichten Volksschullehrer durchaus unnütz, und damit fällt für den Herbart-Zillerschen Traum ein wichtiges Bollwerk. Ihre Schule ist eine philosophische, nicht eine pädagogische. Sie wird uns darum mit Ungeheuerlichkeiten auf den Leib rücken, an denen wir sie sofort erkennen als das, was sie ist. Was ihr Leben bis daher gefristet hat, das sind die Anlehnungen an Pestalozzi; *was sie aber fällen wird, das ist ihr Unfehlbarkeitsdünkel.* Zwar ist sie heute eine Modedame, und sie mag noch viele Anbeter neu gewinnen; aber auch sie wird den Zenith übersteigen und der Vergessenheit anheimfallen. Zwar brüsten sich die Herbartianer, in Deutschland heute *fünfzig* philosophische Lehrstühle zu besitzen, aber bereits kommt von den britischen Inseln her ein jüngerer Stern, der heller leuchtet und dem nach den kompetentesten Urteilen die Zukunft gehört; es ist die Lehre der neu-englischen Schule, die nicht nur die psychische, sondern auch besonders die physiologische Entwicklung des Kindes ins Auge fasst, ausgehend von dem alten Satze, dass nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele Wohnung nehme. Die Schule der Zukunft wird also mehr, als es bisher geschah, und viel mehr, als es die Herbartsche kann, auf die körperliche Entwicklung des Kindes Rücksicht nehmen. Wer hierüber sich näher aufklären lassen will, der lese als einen vorausgeschickten Vorposten das kürzlich in J. Hubers Verlag (Frauenfeld) erschienene Schriftchen: *Mens sana in corpore sano,* von Pfarrer Christinger in Hüttlingen.

An die psychologischen Schriften Herbarts reihen sich seine eigenen pädagogischen Vorlesungen und Vorträge. Ich kenne dieselben nicht und habe auch über sie kein Urteil gehört. Doch ich denke, Sie werden es nicht beklagen, wenn ich sie hier völlig übergehe. Wir werden mit denselben etwelchermassen bekannt, wenn wir die Dekorationen ins Auge fassen, die seine Schüler am Herbartschen Lehrgebäude angebracht haben. Darunter verstehen wir natürlich die Lehrpläne und Entwürfe Zillers und seiner Anhänger.

Wir fassen also keck die Hörner an und fragen, inwieweit die Herbartschen Ideen bereits praktische Verwirklichung gefunden haben, und wie sie sich auf dem Boden der Volksschule bewähren. Das ist doch wohl die Hauptsache für uns; denn wie auf jedem andern Gebiet, so ist besonders auch auf dem der öffentlichen Jugenderziehung *Vormachen* die beste Methode der Belehrung. Pestalozzi hat die Welt in der Schulstube bei seinen Kleinen erobert, nicht auf dem Katheder. Anders Herbart. Er war nie Schulmeister, sondern nur Hauslehrer im Steigerschen Hause in Bern, später Professor der Philosophie und Pädagogik in Königsberg. „Nur Hauslehrer“ — der Ausdruck ist absichtlich gewählt; denn sein ganzes pädagogisches System lässt diese Einseitigkeit durchblicken; sie fasst nur das Einzelne ins Auge, nicht aber die gesamte Jugend, die Volksschule. Unter allen Umständen hat seine Schule einen streng konfessionellen Charakter, während wir in unserer Zeit bemüht sind, sie desselben zu entkleiden und unsere Kinder die allgemeinen Menschenrechte zu lehren. Die Erziehungstätigkeit zerfällt nach Herbart in die drei Tätigkeiten der *Regierung*, des *Unterrichtes* und der *Zucht*. Diese Dreiteilung ist zwar nicht allen Herbartianern bequem, wird aber doch von den meisten angenommen, da die Jünger mit einer seltenen Zähigkeit auf den Meister schwören. Ziller unterscheidet den *erziehenden* und den *nichterziehenden* Unterricht. Der erstere ist nicht auf Wissen und Können, sondern lediglich auf eine höhere Art von Bildung berechnet. Er soll dem Lernenden nicht blos eine intellektuelle Bildung geben, sondern für ihn zugleich Erziehung sein, und alles Lernen soll auf den Zweck, der Erziehung der künftigen Person des zu Erziehenden einen absoluten Wert zu verleihen, sich zurückbeziehen. Der nichterziehende Unterricht ist von verschiedener Art, sein allgemeines Merkmal aber ist, dass es bei ihm nur auf die durch das Lernen und Üben dem Lehrling anzueignenden Kenntnisse und Fertigkeiten ankömmt und diese der einzige Zweck aller auf seine Bildung berechneten Bestrebungen sind. Zu dieser Art von Unterricht gehört derjenige, der in den Spezial- und Berufsschulen, auf der Universität zur Vorbereitung auf eine bestimmte Berufsarbeit erteilt wird, auch aller Privat-

und Selbstunterricht, der nur die Mitteilung und Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten beabsichtigt, sei es um ihrer selbst oder um eines äusserlichen Zweckes irgend einer Art willen. Diese Anstalten sind Lehranstalten, im Gegensatz zu den Erziehungsschulen, und sie gehen nur darauf aus, dass der Lehrling schnell, sicher und mit den geringsten Anstrengungen und Opfern von Zeit, Geld und Mühe die für seine Zwecke nötigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerbe, und wer diese Methode versteht, ist für den Lehrling der geeignetste Lehrmeister. *Im Begriff des Staates liegt es nur, diesen beruflichen, d. h. nicht erziehlichen Unterricht zu fördern und selbst Anstalten für denselben zu gründen. Über die Erziehungsschulen wird dem Staate allfällig ein Oberaufsichtsrecht eingeräumt, obschon er nichts mit der Bildung für soziale Gemeinschaften und das soziale Ganze zu tun hat, d. h. nicht für Staat, Kirche, Gemeinde vorbildet. Die Erziehungsschule ist lediglich Sache der* **Familien.** Es müssen die *Familien* der bürgerlichen Gemeinden zu selbständigen Erziehungsschulgemeinden zusammentreten, und deren Vertreter müssen unter Mitwirkung von Lehrern mannigfache (Orts-, Kreis-, Provinzial-) Organe bilden, welche die Schule unabhängig von den bürgerlichen und kirchlichen Gemeindebehörden leiten und die Funktionen übernehmen, welche gegenwärtig die verschiedenen Schulbehörden haben. Nur von diesen Organen der Schulgenossenschaften, nicht von den einzelnen Familien, aber auch nicht von Staat, Kirche, bürgerlicher Gemeinde darf das Erziehungsschulwesen abhängig sein. *Der Staat hat nur das Recht, zu fordern, dass Erziehungsschulen in hinreichender Anzahl gegründet, dass dieselben von den Familien gehörig benutzt werden; er trifft die Auswahl des Lehrers unter mehreren ihm vorgeschlagenen; er spricht allgemeine Grundsätze für den Erziehungsunterricht aus* (Lüben, Jahresbericht 1865, pag. 468).

Ich denke, meine Herren! diese Worte des grössten Schülers des grossen Lehrers sind für sich selbstverständlich. Nach ihnen könnte der schweizerische „Schulvogt" getrost im Kyffhäuser Asyl nehmen, und unser Erziehungschef könnte von Pfarrhaus zu Pfarrhaus reisen, um die Versicherungen entgegenzunehmen, dass nächstens die Familien einberufen werden.

Bedenklich will den einen erscheinen (Seminardirektor Israel; Kehr, Päd. Blätter 1881), dass Herbart nirgends von *Volksschullehrerseminarien* redet, er kennt nur die Privatschulen und daneben die Realschulen und Gymnasien. Uns scheint bedenklicher, *wie gering er von der Volksschule selber spricht, wenn er sagt: der Gymnasiast sei vom ersten Anfange an anders beschäftigt, als der Elementarschüler; auch könne sich das Gymnasium von keiner Elementarschule eine irgend bedeutende Vorarbeit versprechen, es wäre denn in den allerersten Anfängen des Lesens und Schreibens, die aber eigentlich jedes Kind zu Hause gemacht haben sollte.* Meine Herren! Wer das Wirken der Volksschule nnr so hoch anschlägt, der scheint mir nicht zu ihrem Reformator berufen zu sein. Er kennt entweder die Volksschule nicht, oder er will sie nicht.

Dass Herbart übrigens nicht für eine Volksschule geschrieben hat, geht schon daraus hervor, dass er ein bedeutendes Gewicht darauf legt, *dass die Odyssee mit 9—10jährigen Knaben in der Ursprache gelesen werde*, und dass sein „ABC der Anschauung", das Dezimalbrüchen und trigonometrischen Bezeichnungen und Begriffen nicht aus dem Wege geht, noch früher begonnen und als Vorstufe der Mathematik durchgearbeitet werde; ja er macht von der vorherigen Durchführung dieser Ideen seine weiteren Vorschläge über die übrigen Teile des Lehrplanes abhängig. Triftig sagt Seminardirektor Israel weiter: „Dass befähigte Knaben bei gewandter und energischer Führung — man erlaube weder sich, noch den Kindern, die Geduld eher zu verlieren, bis die völlige Einsicht hervorspringt, lautet die Anweisung! — bereits in so früher Jugend so starke Speise vertragen, ist mehrfach erprobt worden; es soll auch nicht bestritten werden, dass der geistige Gewinn ein ungewöhnlicher gewesen sein mag; an eine *allgemeine* Durchführung ist jedoch nicht zu denken, es ist auch in den Gymnasien bei vereinzelten Versuchen, mit dem Unterrichte im Griechischen zu beginnen, geblieben . . . Man wird auch mit gerechtem Kopfschütteln vernehmen, dass Herbarts Lieblingszögling, Karl v. Steiger, als er die Odyssee bereits hinter sich hatte, in vier Briefzeilen *sieben* orthographische Schnitzer machte, die ihm Herbart in der Antwort sanft zu Gemüte führte."

Die von den Herbartianern so gern angeführten Beobachtungen Herbarts an Steigers Söhnen scheinen mir gewöhnlicher Art zu sein und nicht von einem übergrossen pädagogischen Scharfblick zu zeugen. Dagegen erhellt aus nachfolgenden Bemerkungen über den Elementarunterricht — sie datiren aus dem Jahre 1841, als Herbart bereits 65 Jahre zählte — dass der grosse Pädagog auf der untersten Schulstufe wenig heimisch war: „Man rechne anfangs nur in kleinen Zahlen, *etwa bis zwölf oder zwanzig.* Das Lesenlernen geht oft langsam und braucht oft viel Geduld; zum Schreiben leitet das einfache Zeichen, welches sich mit den ersten Anschauungsübungen verbinden muss. *Ist das Schreiben im Gang, so fördert es das Lesen.* Das taktmässige Zugleichsprechen aller Schüler ist nicht ganz ohne Erfolg in manchen Schulen versucht worden und kann mitunter für die ersten Stufen des Unterrichtes jüngerer Kinder zweckmässig sein." — Wenn ein Primarlehrer mit dieser Unbestimmtheit spräche, würden wir wohl über seine Rede mitleidig die Achseln zucken.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Verfassungskunde in der Volksschule.

(Aus einem Referate von N. Dürrenmatt, Kantonsschullehrer in Trogen, gehalten den 18. Juni 1883 an der appenzell-ausserrhodischen Kantonallehrerversammlung in Heiden.)

II.

Familie, Gemeinde, Kanton und Eidgenossenschaft sind die Unterrichtsgegenstände der Verfassungskunde.

Die Behandlungsweise der Verfassungskunde muss freilich, wie die Methodik jedes andern Faches, mehr oder weniger dem persönlichen Belieben (doch nicht der Willkür) des Lehrers anheimgestellt werden und wird sich also nie an absolute, rezeptartige Vorschriften halten. Aber wenn auch viele Wege nach Rom führen, so sind sie doch nicht alle gleich lang, sicher, praktikabel und empfehlenswert, und ein Wegweiser ist gerade da an seinem Platze, wo viele Wege auseinanderlaufen. Und da sagt uns die Erfahrung, wie die Logik:

Unsere öffentlichen Einrichtungen dürfen dem angehenden Bürger zunächst nicht in Form von Definitionen und Merkmalsaufzählungen, nicht als ein regungsloses Sein, sondern als ein tätiges Getriebe, als ein Schauspiel von Kräften vorgeführt werden, in deren Bewegung er sich, wie von tausend unsichtbaren Armen, hineingezogen fühlt. So verwandelt sich das tote Sein in ein allmäliges Werden, in einen Entstehungsakt, bei welchem dem Schüler zu Mute ist, als würde er selbst schöpferisch mitwirken. Diese Idee ist weder neu, noch veraltet. Wir finden sie bei den allergrössten Erziehern des Menschengeschlechtes, bei Homer, in der Bibel, bei Lessing, Schiller und Goethe ebensogut, als bei den Professionsschulmeistern von heutzutage — und doch wird sie immer wieder vergessen. Wer ein Stück nie veraltende, ewig wahre Pädagogik studiren will, der lese nur bei Homer die erste beste Schilderung oder jene berühmte Beschreibung vom Schilde des Achill, der lese den Laokoon oder die Kraniche des Ibikus, und wer nicht von Königsberg nach Trogen reisen kann, der wohne einer guten Aufführung von Wilhelm Tell bei, und er wird in der Rütliszene eine lebhafte Vorstellung von einer mustergültigen Landsgemeinde bekommen.

Wenn wir die gesellschaftliche Ordnung in der Weise didaktisch behandeln, dass wir sie als notwendiges Mittel einer humanen Bestrebung als Einzelglied eines grössern Ganzen vorführen, so befolgen wir einen induktiven Gang. In vielen Fällen werden aber die vernünftigen Ideen, die einem Dinge zu Grunde liegen, die Zweckmässigkeit, bezw. auch die Unzweckmässigkeit der Mittel erst dadurch verständlich, dass man der ganzen Genesis nachgeht und erzählt, wie das Ding geworden, auf welchen Umwegen seine Entwicklung vor sich gegangen, und diese historische Manier bildet in der Tat für die bürgerliche Unterweisung eine sehr notwendige Ergänzung zu der induktiven, wie auch der deduktiven Darstellung.

Zur Elementarisirung des abstrakten Paragraphenmaterials hat man dasselbe auch schon in die epische Form einer Dorfgeschichte gebracht (siehe Schneebeli, Verfassungskunde). Wiewohl ein solcher Versuch vielleicht als eine unnatürliche Spielkünstelei erscheinen könnte, so dürfte er doch bei richtiger Durchführung nicht ohne Erfolg sein, weil bei diesem Verfahren die trockene Materie wieder in Bewegung, in Handlung umgesetzt wird.

Das Familienleben bietet so viel vertrautes Material, dass es leicht ist, dem Schüler die Bedeutung dieser kleinsten, natürlichen, sozialen Institution nahe zu legen.

Die *Gemeinde* als volkswirtschaftliche und kleinste staatlich-politische Gemeinschaft wird unsern angehenden Bürgern dadurch zum Verständnis gebracht, dass man einzelne öffentliche Organe experimental in Funktion setzt. Wir knüpfen z. B. ein Gespräch an über das Löschwesen und die Feuerpolizei — lauter bekannte Dinge — oder über die Verrichtungen des Vermittlers, Schuldentriebsbeamten, Gemeindeschreibers, Vormundes u. s. w., oder über die Wirksamkeit einzelner Behörden, beispielsweise Gemeinderat, Schulkommission, oder Kirchhöreversammlung resp. Hauptmannsgemeinde; letztere eignet sich deshalb ganz besonders zum Ausgangspunkt der Belehrung, weil mancherorts — gerade auch in Trogen — Kinder und Frauen den Verhandlungen von der Emporkirche aus beiwohnen. Es ist zu wünschen, dass unserm Volke, und somit auch schon der Jugend, die fundamentale, echt demokratisch-republikanische Bedeutung der Gemeinde sehr nachdrücklich zum Bewusstsein gebracht werde, damit die anderwärts eingetretene Zerbröckelung derselben nicht auch bei uns allzurasch überhand nehme; denn wenn auch eine allzuabsolute Gemeindeautonomie gewisse Übel im Gefolge hat, so ist doch eine freie, selbständige Gemeinde das beste Fundament einer wahrhaft demokratischen Republik. Frankreich bringt es trotz Abschaffung der Monarchie nie zu einer lebensfrischen Republik, weil ihm die praktische Zivilschule des freien Gemeindelebens fehlt, und Deutschland seufzt unter dem Druck der Büreaukratie, weil dort die schwere Hand des Staates auch schon längst das freiheitliche Institut der uralten germanischen Gemeinde erdrückt hat.

Der Kanton (Staat).

Um die jungen Bürger ins kantonale Staatsleben einzuführen, schliessen wir auch an ein Vorkommnis an, das sie schon lebhaft beschäftigte und das sie folglich noch in frischer Erinnerung haben. Angenommen, wir befinden uns in einer Schulstube zu Rehetobel oder Trogen und wählen diesmal das Justizwesen zum Ausgangspunkte der staatsbürgerlichen Unterweisung, so erinnern wir an jenes traurige Ereignis, wobei ein Familienvater erstochen wurde und die Bevölkerung des Dorfes Rehetobel, wie der ganzen Umgebung, so in Aufregung geriet, dass ganze Scharen wutentbrannter Männer den heissblütigen südtirolischen Missetäter nach dem Gefängnis begleiteten und die Polizei nur mit grösster Anstrengung einen Akt von Lynchjustiz verhüten konnte. Hier bietet sich ein günstiger Anlass, die Schüler mit Hülfe geschichtlicher Beispiele auf die erschrecklichen Zustände der Anarchie aufmerksam zu machen und unter seiner eigenen, geistigen Mitbetätigung die gesetzmässig geregelte, staatliche Ordnung als notwendige Kulturinstitution aufzubauen. Wo nicht brutale Selbsthülfe und Willkür, sondern das Gesetz herrscht, im geordneten Staate, da ist auch ein Gesetzgeber. Wer ist's in unserm Kanton?

Der Revisionsrat, der Kantonsrat, die Landsgemeinde.

Dieser alljährlich wiederkehrende politische Festtag ist so recht eigentlich ein nationaler Repetitionskurs des patriotischen Bewusstseins und hat für den Unterricht in der Verfassungskunde als Veranschaulichungsmittel grössten Stiles noch einen ganz besondern Wert. Da wird vor den Augen des versammelten Volkes der ganze Staatsapparat auseinandergenommen, neu montirt, frisch eingeölt und in Gang gesetzt. Selbst Frauen und Kinder wohnen diesem staatspolitischen Schauspiele ausser dem Ringe bei und gewinnen aus eigener spontaner Anschauung eine Vorstellung von der Souveränetät des Volkes, wie von den Rechten und Pflichten der einzelnen Bürger u. s. w. Da ist ja die prächtigste Gelegenheit, hunderterlei Dinge auf die sichere Unterlage der eigenen Beobachtung zu gründen.

Die schweizerische Eidgenossenschaft.

Lenken wir diesmal beispielsweise das Gespräch auf den letzten Truppenzusammenzug — wenn dieser wenigstens den Schülern noch in lebhafter Erinnerung ist. Jeder Schüler hatte etwa einen Vater, Bruder, Onkel, Cousin oder guten Bekannten unter den Teilnehmern. Diese begleiten wir gesprächsweise in den Dienst, und wir vernehmen da gleichsam aus ihrem Munde das Hauptsächlichste über die Beschaffenheit des Militärwesens. Hier benutze man die Gelegenheit, Schule und Haus in eine sehr wünschenswerte, für beide Teile höchst wohltätige Wechselwirkung zu setzen; der Lehrer verständige sich mit militärpflichtigen Vätern, Brüdern und Angehörigen der Schüler und erteile diesen eine Reihe bestimmt formulirter Fragen mit dem

Auftrage, dieselben mit Hülfe ihrer militärpflichtigen Familienglieder zu Hause zu lösen. Wenn auch nicht alle Schüler daheim klare, befriedigende Auskunft und Belehrung erhalten, so zeigen doch nach meiner eigenen Erfahrung die Schüler und die Erwachsenen Interesse für eine solche praktische Hauszivilschule, die in der angedeuteten Weise auch ganz gut andere Branchen des Gemeinde- und Staatshaushaltes berücksichtigen kann, und ein solches gemeinsames Arbeiten von Schule und Haus ist wahrlich nicht gering in Anschlag zu bringen. Je mehr es der Schule gelingt, auch die Erwachsenen in ihr Bildungsinteresse hereinzuziehen, desto mehr wird sie in Tat und Wahrheit eine Schule für das ganze Volk, eine Schule für das Vaterland, eine echte, volkstümliche, nationale Volksschule. — Je nach dem Alter und der geistigen Reife der Schüler, je nach Zeit und Umständen hat nun eine mehr oder weniger einlässliche Behandlung der Bundestätigkeit für Unabhängigkeit nach aussen, für Ruhe und Ordnung im Innern, für Schutz der Freiheiten und Rechte der Eidgenossen, für Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt etc. zu erfolgen.

Klar, dass die Volksschule, und wenn sie noch so günstig situirt wäre, nur eine sehr bescheidene Auswahl der wichtigsten kommunalen, kantonalen und föderalen Verfassungsmaterien in ausführlicher Detailbesprechung durcharbeiten kann; doch das genügt auch vollständig, und es dürfte dem Lehrer, bei dem wir eine arbeitslustige Präparation voraussetzen, nicht allzuschwer fallen, aus den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens solche Stoffe hervorzuziehen, die dem Schüler ohnehin schon im täglichen Erfahrungs- und Beobachtungsgebiet einigermassen bekannt waren; es kommt ja übrigens viel weniger auf die Zahl, als auf die richtige Auswahl und Behandlung der Beispiele an.

Möge es uns nur gelingen, in der Seele des jungen Bürgers ein Feuerlein anzuzünden, das ihn echt menschlich patriotisch erwärmt und zur gesinnungstüchtigen werktätigen Mitwirkung bei den Angelegenheiten der Menschheit, zur liebevollen Teilnahme an dem Wohl und Wehe des engern und weitern Vaterlandes anspornt.

R. J. J. Rousseau's Leben.

IX.

III. Die Mannesarbeit. 1741—1762.

3) Ehe wir die innere Veränderung näher besprechen, müssen wir einer Änderung in der äussern Lebensweise gedenken. Rousseau hatte bisher wohl für Theresen und ihre Eltern gesorgt; aber er wohnte getrennt von ihnen. Längst hatte er den Wunsch, sich mit Theresen einen Haushalt einzurichten. Jetzt war er in der Lage, es tun zu können, indem M. de Franceuil und Madame Dupin ihm aus freien Stücken seinen Sekretärgehalt aufgebessert hatten. Er bezog eine einfache Wohnung hoch oben im vierten Stock und lebte da angenehm und friedlich sieben Jahre lang, d. h. bis zu seiner Übersiedlung nach der Eremitage. Sein häusliches Glück wäre vollkommen gewesen, wenn nicht Madame Levasseur durch ihre Klatschereien, ihre Verstellung und ihre Neigung zu Heimlichkeiten, in welche sie auch Theresen zu ziehen stets bemüht war, etwelche Störungen verursacht hätte.

Wichtiger waren die Änderungen, welche, durch einen Zufall veranlasst, sich in seinem Gedankenkreise vollzogen. Im Schlosse zu Vincennes sass 1749 sein Freund Diderot wegen einer Schrift in Gefangenschaft. Rousseau, der ihn oft nachmittags besuchte, erhitzte sich auf diesen Gängen; um es weiterhin zu verhüten, nahm er Lesestoff mit, den er unterwegs durchging. Eines Tages hatte er den „Merkure de France“ bei sich und stiess darin auf die Frage, welche die Akademie von Dijon als Preisaufgabe für das nächste Jahr gestellt hatte: *Ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu verderben oder zu reinigen.* Die Frage brachte ihn in die höchste Aufregung. Wie ein Seher erschaute er plötzlich eine neue Gedankenwelt. Er setzte sich unter einen Baum und schrieb Einzelnes nieder. Bei Diderot angekommen, ermunterte ihn dieser, seine Gedanken weiter zu verfolgen und sich um den Preis zu bewerben. Er tat's und betrat damit die Schriftstellerlaufbahn, die ihm in der Folge unvergänglichen Ruhm, aber auch grosses Leid bringen sollte.

In welchem Sinn er die Frage beantworten würde, konnte nicht zweifelhaft sein bei einem Manne, der in gerechter Sache umsonst Gerechtigkeit verlangt hatte, der die öffentliche Ordnung als einen Zustand der Unordnung empfand, der die geistreichen Zirkel der Vornehmen nicht liebte, weil sie wohl berauschen, aber das Gemüt nicht befriedigen konnten, der die Sitten der Grossen kannte und eben darum sie wenig zu achten vermochte. Ein solcher Mann musste einen selbständigen Weg finden, auf dem er mit subjektiver Gewissheit geläufige Wahrheiten als Irrtümer darstellen und das Glück der Menschen in allem andern eher suchen konnte, als in dem, was historisch geworden war und faktisch zu Recht bestand.

Rousseau beantwortete die Frage dahin, dass die Künste und Wissenschaften die Sitten der Menschen nicht gereinigt, sondern verdorben hätten. Mit dem Feuer der glänzendsten Beredsamkeit suchte er, auf historischem und psychologischem Wege den Nachweis zu leisten, dass Künste und Wissenschaften jedes mal den moralischen Ruin der Völker herbeiführen, die Ursache aller sozialen Übel seien, und dass allein die Rückkehr zur Natur die Menschen glücklich machen könne. Am Schlusse spricht er den Gedanken aus, die Tugend als eine erhabene Wissenschaft einfacher Seelen bedürfe nicht vieler Mühen und Zurüstungen, um sie kennen zu lernen, ihre Grundlagen seien eingegraben in alle Herzen, es genüge, um ihre Gesetze zu lernen, in sich selbst einzukehren und die Stimme des Gewissens zu hören, wenn die Leidenschaften schweigen. „Überlassen wir neidlos den berühmten Schriftstellern ihren Ruhm, ruft er aus, und unterscheiden wir uns von ihnen durch jene ruhmwürdige Unterscheidung, welche man einst zwischen zwei grossen Völkern machte: das eine verstehe es, gut zu sprechen, das andere, gut zu handeln.“

Im Jahre 1750 wurde die Schrift mit dem Preise gekrönt. Diderot besorgte die Drucklegung, während Rousseau krank im Bette lag. Über die Wirkung dieses „ersten Discours“ schrieb jener an Rousseau: „Er wird von aller Welt bis in die Wolken erhoben; der Erfolg ist beispiellos.“ Eine solche Gunst war geeignet, Rousseau ein wirkliches Vertrauen auf sein Talent zu geben, an dem er noch immer gezweifelt hatte. Freilich erhoben sich bald auch gegnerische Stimmen, und es entspann sich eine lebhafte literarische Kontroverse. König Stanislaus[1] von Polen warf Rousseau vor, er gleiche dem undankbaren Kinde, das seine Amme schlage. Lessing hielt ihm entgegen: Verfall der Sitten und Staaten begleiten einander, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Das tugendhafte Sparta sei mit der Zeit ebenso zu Grunde gegangen, wie das witzige Athen. Wenn Rousseau behaupte, die kriegerischen Eigenschaften der Völker verschwänden durch die Allgemeinheit der Wissenschaften, so frage es sich, ob das für ein Glück oder für ein Unglück zu halten sei; ob wir etwa deshalb auf der Welt seien, dass wir

---

[1] Unter den zahlreichen Gegenschriften ragt diejenige des Königs von Polen hervor; Rousseau widmete ihr in achtungsvollem Tone eine einlässliche Erwiderung.

uns umbringen sollen? Und wenn Künste und Wissenschaften den strengen Tugenden nachteilig werden, so geschehe dies blos durch ihren Missbrauch; an uns selbst liege es, wenn sie uns zum Schaden gereichen. Sehr richtig bemerkt Karl v. Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik: Wollte man alles verwerfen, was je von Menschen missbraucht worden, so würde man alle Gaben Gottes verwerflich finden; ja man müsste, wo möglich, Sonne, Mond und Sterne zerstören, weil diese himmlischen Körper zu Zeiten angebetet worden sind.

Die Krankheit, von welcher Rousseau, wie schon bemerkt, in dieser Zeit ergriffen wurde, war ernster Natur. Sie stund im Zusammenhang mit einem Blasenübel, das er auf die Welt gebracht und das die Ärzte bisher nicht erkannt hatten. In späterer Zeit allerdings erkannten sie es und erklärten dann, dass Rousseau dessenungeachtet lange würde leben können. Jetzt aber gaben sie ihn auf und meinten trotz der eintretenden Genesung, dass er nach sechs Monaten nicht mehr am Leben sein würde. Rousseau hörte davon, und nun reiften längst schlummernde Gedanken zum festen Entschlusse: Er wollte nicht nur Sitteneinfalt und Tugend in seinen Schriften predigen, er wollte sie hinfort auch in seinem Leben darstellen. Er zerbrach die Fesseln der Meinung, tat mutig, was er für recht hielt, ohne irgendwie an der Menschen Urteil sich zu kehren; in völliger Unabhängigkeit und selbstgewählter Armut zu leben, darauf war nun die ganze Kraft seiner Seele gerichtet. Die persönliche Reform, die er selbst auf Kleidung und Wäsche ausdehnte, sollte eine durchgreifende sein. Mit solchen praktischen Grundsätzen vertrug sich allerdings seine Anstellung nicht, die inzwischen abermals verbessert worden war. Bei der Unabhängigkeit und Einfachheit, womit er leben wollte, musste er aber doch zu leben haben. Er fiel auf das sehr einfache Mittel, *Noten zu kopiren* für eine bestimmte Taxe per Seite. M. de Franceuil und Madame Dupin, denen er dies mitteilte, bat er um ihre Kundschaft, und er täuschte sich nicht in der Hoffnung, dass es einem Kopisten von literarischem Ruf wohl nicht an Beschäftigung fehlen werde.

Sein Verhalten rief unter den Bekannten mehr als Kopfschütteln hervor: alle Welt lachte. Die Tugend mit Begeisterung preisen, das mochte angehen; aber aus der Anwendung dieser Lehren so konsequenten Ernst machen, das schien toll. Auch die Freunde unter den Philosophen fingen an, Aussetzungen an ihm zu machen. Rousseau meint: „Sie würden es mir vielleicht vergeben haben, dass ich in der Kunst, zu schreiben, glänzte, aber nicht vergeben konnten sie es mir, dass ich in meinem Betragen ein Beispiel aufstellte, welches ihnen unbequem war.“

Es war leichter, unabhängig und zurückgezogen leben zu wollen, als in Wirklichkeit es zu sein. Die Beschäftigung des Kopisten und der Ruf des Philosophen gerieten in Konflikt. Der Kopist wollte still und ungesehen im einsamen Zimmer seiner Arbeit obliegen; den berühmten Schriftsteller und angehenden Sonderling wollte alle Welt sehen. Zurückgewiesene Besucher machte er sich zu Gegnern; Gefälligkeiten, zu denen er sich herbeiliess, bereiteten ihm neue Fesseln. Die Frauen griffen zu tausend Listen, um ihn zu Tische zu haben. Kein Tag verlief nach seinen Wünschen.

Um frei zu sein, machte er seine Spaziergänge und begab sich auch etwa für einige Tage zu Bekannten auf das Land. Unter diesen war sein Landsmann M. Mussard, der als Juwelier sich in Paris ein anständiges Vermögen erworben und nun in seinem Alter sich unweit der Stadt, zu Passy, eine allerliebste Einsiedelei eingerichtet hatte. Hier verlebte Rousseau zehn Tage in so glücklicher Stimmung, dass während dieser kurzen Zeit der vollständige Entwurf seiner berühmten Oper *„Le Devin du village“* (der Dorfwahrsager) entstand, in welcher sich der eigentümliche Reiz italienischer Weisen wiederspiegelte. Das Werk machte Glück; es wurde auch für den Hof verlangt und in Fontainebleau vor demselben mit glänzendem Erfolg aufgeführt. „Ich habe, sagt Rousseau, andere Stücke lebhaftere Ergüsse der Bewunderung hervorrufen, aber nie eine so vollkommene, so süsse, so rührende Trunkenheit während eines ganzen Schauspiels und sonderlich bei Hofe und bei einer ersten Aufführung herrschen sehen.“ Der König war geneigt, ihm eine Pension zu gewähren; Rousseau reiste aber ab, ohne die Audienz abzuwarten, zu der er eingeladen war; auch Diderots Zureden bestimmte ihn nicht, sie anzunehmen. Die Grundsätze hatten gesiegt; „eine harte Probe, entscheidend für das ganze Leben, war auf eine Weise bestanden, die eines Weisen würdig ist.“

Um diese Zeit machte sein Lustspiel *„Narcisse“* von sich reden. Nachdem es viele Jahre bei den Italienern gelegen, ohne dass sie es je zur Aufführung gebracht hätten, ging es am 18. Dezember 1752 über die Bretter des Théâtre françois. Es wurde gespielt, ohne dass der Verfasser genannt worden wäre. Das Stück fiel durch. So wenig sich Rousseau vom Erfolg hatte blenden lassen, so wenig kränkte ihn der Misserfolg. Vor Beendigung des Theaters lief er davon, ging in ein benachbartes Café und rief daselbst mit Humor: „Das neue Stück ist durchgefallen und verdient es nicht besser. Es ist von dem Rousseau aus Genf, und ich bin dieser Rousseau.“ Obwohl das Stück bei der Aufführung kalt liess, so wurde es doch gern gelesen. Rousseau liess es deshalb drucken und benutzte diesen Anlass, sich in einer längeren Vorrede einlässlicher über seine Grundsätze auszusprechen.

Im Jahre 1753 erschien von der Akademie in Dijon eine neue Preisfrage *über den Ursprung und die Gründe der Ungleichheit unter den Menschen.* Mit demselben Eifer, wie beim ersten, ging er an die Bearbeitung dieses zweiten „Discours“. Tagelang streifte er im einsamen Walde von Saint-Germain umher, entwarf sich ein kühnes Bild vom menschlichen Naturzustand, und indem er „den Menschen der Natur mit dem Menschen des Menschen“ verglich, fand er in der ursprünglichen Roheit nur Glück und Gleichheit, in der gesellschaftlichen Ordnung nur Ungleichheit und Übel. Die Grundanschauung seines ersten Discours erweiterte sich dahin, dass nicht nur Wissenschaften und Künste, dass auch Geselligkeit und gesellschaftliche Ordnung Ursache seien der Verschlechterung menschlicher Sitten und Zustände. Damit war der Standpunkt gewonnen, welcher sich unverändert durch seine späteren Schriften hindurchzieht.

Rousseau sandte sein neues Werk auch an Voltaire, und dieser antwortete ihm in einem längern Briefe, dessen Eingang lautet: „Ich habe Ihre neue Schrift gegen das Menschengeschlecht erhalten und danke Ihnen dafür. Sie werden den Menschen gefallen, denen Sie die Wahrheit sagen, werden sie aber nicht bessern. Man kann die Greuel des gesellschaftlichen Lebens, von dem sich unsere Unwissenheit und Schwäche so viel süsse Befriedigung verheisst, nicht mit stärkeren Farben schildern. Noch nie ist so viel Geist aufgewendet worden, um uns, wo möglich, zum Vieh zu machen. Liest man Ihr Buch, so bekommt man Lust, auf allen vieren zu gehen. Da ich jedoch seit mehr als 60 Jahren aus der Gewohnheit bin, fühle ich leider, dass es mir unmöglich ist, dieselbe wieder anzunehmen, und ich überlasse gern diesen Naturgang denen, welche dessen würdiger sind, als Sie und ich. Auch kann ich mich nicht einschiffen, um zu den Wilden Canadas zu reisen, erstlich, weil die Krankheiten, die ich zu leiden verdammt bin, mir einen europäischen Arzt nötig machen, sodann auch weil dort im Lande Krieg ist und das Beispiel unserer Nationen jene Wilden fast ebenso bös gemacht hat, als wir selbst sind.“

Um diese Zeit entstand ein grosser musikalischer Streit.

Italienische Buffoni waren nach Paris gekommen, wo man sie auf dem Theater der Oper spielen liess, ohne zu ahnen, welchen Eindruck sie machen und welchen Schaden sie der französischen Oper bringen würden. Die italienische Musik fand bald begeisterte Anhänger. „Ganz Paris teilte sich in zwei Parteien, die hitziger waren, als wenn es sich um eine Staats- oder Religionsangelegenheit gehandelt hätte.“ Die grosse Masse war für die französische Musik, die wahren Kenner traten für die italienische in die Schranken. Der Streit erreichte 1753 den Höhepunkt. Flugschriften erschienen auf beiden Seiten. In seiner Schrift *„Lettre sur la musique françoise“* führte Rousseau gegen die französische Partei einen vernichtenden Schlag. Durch das Feuer seiner Begeisterung liess er sich aber zu rhetorischen Übertreibungen fortreissen, welche das Nationalgefühl beleidigten. Er behauptete u. a., dass die Franzosen eigentlich gar keine Musik hätten und wegen der Eigentümlichkeit ihrer Sprache niemals eine haben könnten, französischer Gesang bringe es nur zu einem zusammenhängenden Hundegebell. Dadurch zog er sich Verfolgungen zu, welche eine Zeit lang einen gefahrdrohenden Charakter annahmen, und erzeugte gegen sich eine Stimmung, von welcher die Nation nie wieder völlig zurückgekommen ist.

Um Ruhe und Erholung zu finden, trat Rousseau bald nach der Vollendung seines zweiten Discours, am 1. Juni 1754, eine Reise nach seiner Vaterstadt *Genf* an. Auf dem Wege dahin besuchte er auch Madame de Warens, die er in Armut und Not traf; sie nahm von ihm wohl eine Unterstützung an, folgte aber nicht seinem Rat und Wunsch, zu ihm zu ziehen und friedlich bei ihm zu leben. In Genf wurde Rousseau mit offenen Armen empfangen. Gerührt von der Liebenswürdigkeit der Menschen, wie von dem Reize der republikanischen Staatseinrichtung, erwachte in ihm der lebhafte Wunsch, sich das Bürgerrecht der Stadt, von dem er als Katholik ausgeschlossen war, wieder zu erwerben. Er trat öffentlich zum Protestantismus zurück, welchen Schritt er u. a. mit den Worten motivirt: „Die Philosophie hatte, während sie mich dem Wesentlichen der Religion zuführte, mich von dem eiteln Formelwesen frei gemacht, wodurch die Menschen sie verdunkelt haben. Indem ich urteilte, dass es für einen vernünftigen Menschen nicht zwei Arten geben könne, Christ zu sein, urteilte ich, dass alles, was Form und Vorschrift ist, in jedem Lande Sache der besondern Gesetzgebung sein müsse.“ Die Zeit, welche er in Genf zubrachte, widmete er teils der Arbeit, teils der Erholung. Er übersetzte hier das erste Buch von Tacitus' Historien, und auf seinen zahlreichen Spaziergängen und Ausflügen belebte er nicht nur alte Erinnerungen, sondern verfolgte auch allerlei Pläne zu neuen literarischen Arbeiten. Es gefiel ihm so wohl in seiner Vaterstadt, dass er nach einem Aufenthalt von vier Monaten lediglich zu dem Zwecke nach Paris zurückkehrte, um seine Wirtschaft aufzulösen, seine Angelegenheiten zu ordnen und sodann im Frühling mit Therese wieder nach Genf zu reisen und sich hier bleibend niederzulassen.

Ein Zwischenfall brachte es mit sich, dass dieser Entschluss nicht zur Ausführung kam. Rousseau war seit vielen Jahren mit der hohen Familie v. Epinay befreundet und besuchte sie häufig. M. d'Epinay liess seinem Schlosse La Chevrette einen neuen Flügel beifügen. Eines Tages, als Rousseau mit *Madame d'Epinay* dort war, um die Arbeiten zu besehen, dehnten sie ihren Spaziergang eine Viertelmeile weiter aus bis zum Wasserbehälter des Parks, dicht bei dem Walde von Montmorency, wo ein kleines zerfallenes Häuschen stand, die Eremitage genannt. Die idyllische Lage dieses Häuschens machte einen solchen Eindruck auf Rousseau, dass er entzückt ausrief: „Ach, Madame, wie köstlich, hier zu wohnen! Eine Freistätte, wie für mich geschaffen!“ Sie schien seiner Äusserung kein besonderes Gewicht beizulegen; aber als Rousseau später zum zweiten male mit ihr dahin kam, fand er zu seinem Erstaunen an der Stelle der baufälligen Hütte ein ganz neues Häuschen, höchst wohnlich eingerichtet, für eine Wirtschaft von drei Personen. Als Madame d'Epinay seine Überraschung sah, sagte sie zu ihm: „Da, lieber Bär, ist Ihre Freistätte; Sie haben sie sich ausgewählt, die Freundschaft bietet sie Ihnen an; ich hoffe, dass Sie ihretwegen den grausamen Entschluss aufgeben werden, sich von mir zu entfernen.“ Nach längerer Überlegung wurde der Vorsatz, nach Genf überzusiedeln, fallen gelassen. Dankbar nahm Rousseau das Anerbieten der Freundschaft an. Kaum mochte er's erwarten, bis alle Arbeit fertig und das Häuschen ausgetrocknet war. Im Frühling 1756 konnte er dem Tumult des Pariser Stadtlebens entrinnen. (Fortsetzung folgt.)

KORRESPONDENZEN.

Zug. Ein Zuger Korrespondent greift in der Nr. 27 dieses Blattes in einer Besprechung der Verhältnisse in unserem sogenannten „freien Seminar“ auch das schwyzerische Lehrerseminar an. Schreiber dieses, der die gegenwärtigen Zustände in letzterm Seminar genau kennt, weiss des bestimmtesten, dass weder der Vorsteher der Anstalt, noch die Lehrer derselben jemals die sog. Konkurrenzanstalt in hier befehdet haben. Da das schwyzerische Seminar Staatsanstalt ist und wir überzeugt sind, dass die Schwyzer ihr eigenes Landeskind nicht zu Gunsten eines „Bisässen“ meuchlings umbringen werden, so hat dasselbe wohl kaum die Konkurrenz unseres „freien Seminars“ zu fürchten. Dieses wurde gegründet und mit dem Institut St. Michael verbunden, indem man hoffte, diesem letztern dadurch ökonomisch aufhelfen und den Aktionären desselben mehr Dividenden bezahlen zu können. Wie wir aber allgemein hören, hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt. Ein Aktionär erklärte uns, dass er seit Gründung der Anstalt ein einziges mal 2 % Dividende erhalten habe. Also wurde allerwenigstens in *dieser* Hinsicht nur „Similor“ geboten. Übrigens sind wir mit dem Korrespondenten darin einverstanden, dass die Existenz unseres „freien Seminars“ auf sehr unsicherer Basis ruht, indem es, wie bekannt, eben nur von Wohltätern abhängt; diese aber, sonst noch von vielen Seiten in Anspruch genommen, könnten in Bälde müde werden, immer und immer wieder in den Sack zu langen. Mit Recht; denn es bleibt denselben wohl Wichtigeres zu tun übrig, als mit grossen Opfern unser „freies Seminar“ zu erhalten, dessen Gründung nie eine Notwendigkeit war, indem ja von den 21 ausgetretenen Seminaristen nur wenige Anstellung gefunden haben sollen.

ALLERLEI.

— Die Frau Baronin hat ein charmantes Töchterchen, das nur den einen Fehler besitzt, ein wenig vorlaut zu sein. Neulich war im Salon eine Gesellschaft von Damen und Herren versammelt, als das liebe Kind heftig weinend eintrat und über Zahnschmerzen klagte. Die Mama sucht es nach Möglichkeit zu beruhigen. „Sei vernünftig, mein Liebling, weine nicht, deine Zahnschmerzen werden vorübergehen.“ „Aber wie sollen sie denn vorübergehen?“ erwidert der Liebling schluchzend, „kann ich meine Zähne forttun, wie du die deinigen?“

Anzeigen.

Oerlikon.

Mit Bewilligung des h. Erziehungsrates wird auf den 1. November 1883 an der Primarschule Oerlikon eine dritte Lehrstelle errichtet und definitiv besetzt. Besoldung, alle Entschädigungen inbegriffen, Fr. 1750. — Bewerber um diese Stelle haben ihre Anmeldungen bis Ende Juli unter Beigabe von Zeugnissen an den Präsidenten der Gemeindeschulpflege einzureichen.

Oerlikon, den 16. Juli 1883.

(O F 1567) **Die Gemeindeschulpflege.**

Durch **J. Huber's** Buchhandlung in **Frauenfeld** ist zu beziehen:

BILDER-ATLAS
ZUR
WELTGESCHICHTE.

Nach Kunstwerken alter und neuer Zeit.

146 Tafeln gr. Folio mit über 5000 Darstellungen.

Gezeichnet und herausgegeben
von
Professor Ludwig Weisser,
weil. Inspektor d. Kgl. Kupferstichkabinets i. Stuttgart.
Mit erläuterndem Text von Dr. Heinr. Merz.
Dritte Auflage.
Vollständig in 50 Lieferungen à 70 Rp.

Die erste Lieferung wird von uns gerne zur Ansicht mitgeteilt.

Der Blechmusiker. Album für Volks- u. Militärmusik

Herausgegeben von **Emil Keller,** Musikdirektor in Frauenfeld.

I. Heft.

36 der besten Märsche, Lieder, Tänze, Variationen &c.

Sechsstimmig arrangirt.

= *Preis* *Die einzelne Stimme 1 Fr. 20 Cts.* *Alle sechs Stimmen 6 Fr.* *Preis* =

Indem wir die **schweizerischen Blechmusikgesellschaften** auf diese neue Sammlung aufmerksam machen, welche die erste in dieser Art und mit specieller Berücksichtigung ihrer Bedürfnisse veranstaltet ist, stellen wir auf Verlangen den resp. Direktionen solcher Gesellschaften ein Freiexemplar der ersten Stimme als Probe zur Verfügung und erlauben uns inzwischen nur folgende Vorzüge unserer Sammlung hervorzuheben:

Die erste Stimme (Direktionsstimme) enthält das Hauptsächlichste eines jeden Stückes und vertritt somit die Stelle einer Partitur;

die erste und die zweite Stimme können auch durch Clarinette ersetzt und verstärkt werden;

die Märsche stehen immer oben an, so dass nicht durch das Aufstecken ein Theil des Stückes verdeckt wird;

der Notensatz ist durchaus korrekt und von angemessener Grösse, das Papier stark und gut geleimt, der Einband solid; der Preis ist, mit Rücksicht auf die Bestimmung des Werkes, namhaft niedriger gestellt, als es sonst bei Musikalien zu sein pflegt.

J. Huber's Buchhandlung
in Frauenfeld.

Geschichte und Geographie
der
Urzeit
von der Erschaffung der Welt bis auf Mose.
Von
Wilhelm Pressel.
Mit einer Karte des Orbis Mosaicus.
Preis Fr. 4. 70.
J. Huber's Buchh. in Frauenfeld.

Vorrätig in **J. Huber's** Buchhandlung in **Frauenfeld:**

Vorträge
über
Witterung und Wetterprognose
von
A. Gether in London.
Preis Fr. 1. 35.

Ein diplomirter

FACHLEHRER

für Mathematik und Physik mit praktischer Erfahrung wäre geneigt, Stellvertretung zu übernehmen.

Gefl. Offerten an d. Exp. d. Bl.

Zu verkaufen

sind folgende, noch **ganz neue** Bücher zu ermässigten Preisen:

Dittes, Schule der Pädagogik. Ges.-Ausg.
Dinters Leben, Selbstbiographie.
Schumann, Gesch. d. Pädag. im Umriss.
Quintus Fixlein, Reflexionen.
Rothenbach, Sänge und Klänge.
Sutermeister, Welt und Geist.
Götzinger, E., Grammatik in genet. Darst.
Gremli, Excursionsflora.

Gefl. Offerten unter Chiffre N. N. vermittelt d. Exped. d. Bl.

Schwizer-Dütsch.

Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur.

Vollständig in ca. 20 Bändchen zum Preis von nur 50 Rp.

Erschienen sind:

1) Bern, 2) Basel, 3) Aargau, 4) St. Gallen und Appenzell, 5) Zürich, 6) Uri, Schwyz und Unterwalden, 7) Glarus, 8) Luzern, 9) Basel II, 10) Schaffhausen, 11) Solothurn, 12) Bern II, 13) Basel III, 14) Zürich II. 15) Zürich III, 16) Zürich IV, 17) Zürich V, 18) Solothurn II.

Die Bändchen sind stets vorrätig in **J. Huber's** Buchh. in **Frauenfeld.**

Es ist erschienen und durch **J. Huber's** Buchhandlung in **Frauenfeld** zu beziehen:

Die Sonne
und
die Planeten.
Populär-wissenschaftlich dargestellt
von
E. Becker.
Dr. phil. u. erster Observator a. d. Sternwarte Berlin.
Mit 68 Abbildungen.
(„Das Wissen der Gegenwart" 10. Bd.)
Preis geb. Fr. 1. 35.

Vorrätig in J. Huber's Buchhandlung in Frauenfeld:

Ueber Eis und Schnee.

Die höchsten Gipfel der Schweiz
und
die Geschichte ihrer Besteigung.
Von
G. Studer.
Vierter Band.
Preis Fr. 6.

Die drei ersten Bände I. Berner Alpen, II. Walliser Alpen, III. (Bernina) kosten zusammengenommen broschirt statt Fr. 10. 50 **nur Fr. 6,** gebunden statt Fr. 12. 25 **nur Fr. 7. 50.**